

Robert der Teufel.

Von
Eugen Schmitz.

(Nachdruck verboten.)

Als erster Kapellmeister des Stadttheater zu Bernau-Schöneberg pflegte ich vorhin noch ein wenig Klammern. Denn an diesem Kunststücker war es Tradition, keinesfalls vor Einbildungskraft über sich zu setzen. „Des guten Ehrdrucks wegen“, wie der Direktor zu sagen pflegte. Damit man nämlich der staunenden Bürgerhaft dann Schauererzählungen erzählen konnte von aufstrebenden Proben.

Aber eines schönen Märzmontags fuhr ich doch bereits ins Bremertrief über aus dem Weite. Als nämlich der Direktor ins Zimmer trat, mit der Stabspost, daß binnen fünf Tagen „Robert der Teufel“ einstudiert werden müßte.

„Was, der „Robert“ in fünf Tagen? Sind Sie verückt geworden, Direktor?“ schrie ich ebenso logisch wie respektvoll meinen Chef an.

„Nein“, erwiderte er, „ich nicht im mindesten. Aber der Fürt ist die Oper haben und zwar in fünf Tagen. Besen Sie selbst, Dehshen, und dann handela Sie.“

Diese Aufforderung legte mich nicht weiter in Erntanen, weil ich wirklich heute heisse, und der Direktor seine prominenten Mitglieder stets beim Vornamen nannte, den er dann in nicht ganz reinem Patois Dialekt aussprach. Ich war also der „Dehshen“ und las als solcher das mir vorgehaltene Schriftstück, welches folgenden Inhalt lautete: „Hofmarschallamt Sr. Durchlaucht des Fürsten von und zu Schwesingen. Sr. Durchlaucht wünschenden binnen fünf Tagen „Robert der Teufel“ vorzuführen zu sehen und würden die Mitglieder dieses Hofmarschalls bestimmt ungenügend aufnehmen, v. Biberstein, Hofmarschall.“

„Bei meinem Schutzpatron, Sanft Julianus dem Abtrünnigen, es stimmt!“ rief ich erdröhend aus. „Aber nun sagen Sie mir, Direktor, wie kommt bloß der Fürt ausgerechnet darauf! Er, der Wagnermeister, bestellt sich einen Opernbeerb!“

„Weiß ich auch nicht; mag es vor den neun Mäusen veranwortet“, beklammerte der Direktor pathetisch. „Jedenfalls aber sagt der Fürt irgend Subvention, daß wir ihm unbedingt zu willigen sein müssen. Also van an den Robert!“

Ich zuckte die Achseln. „Leicht gesagt, Direktor, und schwer getan! Kein Mensch vom Personal hat eine Ahnung von den Partien.“

„Da müssen Sie eben gleich zu probieren anfangen.“

„Mit den Solisten? Aber soll denn Fürt Dehshet sorgen? Er sind, glaube ich, nicht mal genug ausgeführte Schreiner da.“

„Die lassen wir uns aus der Residenz kommen. Das Orchester spielt sich selbst aus dem Blatt. Kleinstadt für Sie und Ihre Leute, Dehshenschen.“

„Sehr verbunden! Aber die großen Chöre müssen doch auch...“

„Junger Mann, Chöre sind nur dazu da, um gestrichelt zu werden. Wo was damit. Allenfalls können Sie zum Ersatz ein paar letzte Massenwollstücker einlösen. „Zu Mantra in Banden“ oder so was. Macht sich famos!“

„Heiliger Strohhalm, warum nicht lieber gleich „Die Internationale erkämpft das Menschenrecht“. Wo r ichst in diesem Falle bleibe noch die Sorge um die jemische Ausstattung deselben, die doch wirklich nicht einfach ist.“

„Man seien Sie aber still, Kapellmeister; das geht Sie gar nichts an. Dafür bin ich da, ich, der Direktor! Ich werde...“

„Ihre er ruhiger in sehr wichtigem Tone fort, „die Bühne mit

Bußlumpen aushängen lassen. Die beleuchte ich in den Kleiderkammer, in den Gekleiderten aber violett. Solten mal sehen, was wir für glänzende Kritiken wegen unser moderner Aufführung kriegen. Um übrigen: genug und schon zuviel. Heute ist Dienstag. Ich gebe nun gleich die Mitteilung an die Presse hinaus, daß auf höchsten Wunsch am Sonntag „Robert der Teufel“ in sorgfältigster musikalischer und szenischer Neueingestaltung in Szene gehen wird. Sela, Amen; Allah, will es, hier heise ich, und überhaupt Puntum! Und Sie, Dehshen, werden tun, was Ihres Amtes ist!“

— — — — — Und Da kamst mir genogen bleiben. „Murrte ich, als sich die Tür hinter meinem mächtigen Gebieter und Brüdern geschlossen hatte. Fünf Tage Menzbeerb offen. Das könnte mit gerade passen. Hat der Fürt die Vorstellung deselben, so kann er sie auch wieder abgeben lassen. Und dazu müßte er doch eigentlich zu bringen sein.“

Ich überlegte kurz und beschloß dann, gleich einmal meinen besonderen Gömmer, den Hofmarschall von Biberstein, aufzusuchen und in der Angelegenheit zu befragen. Aber das ging beinahe so schwer wie bei dem Brüdern, in einem laßlichen Gedächtnis verkehrten Mannes, der abjakt nicht rechtlich zu seiner Einrückung entseffen, der abjakt nicht hatte sich das Ereignis der drohenden Menzbeerbende G... lassen will, trat mit unter weitzer Bariton entgegen, ein sehr ehrgyger und dabei etwas grammatibender Herr, „Teurer Freund“, flüsterte er, „würde es Ihnen sehr angenehm sein, wenn ich Ihnen demnäht den Schadel einschlage? Dazu würde ich mich nämlich genungen sehen, wenn Sie etwa auch in dieser Menzbeerb-Neuheit wieder die erste Baritonrolle meinem Kollegen Delarno geben wollten. Dieser Delarno ist...“

„Ich ein Idiot, heißt eigentlich Rubelmeier und hat eine Stimme wie ein Teufel...“ wusch ich schon, haben es mir ja oft genug gesagt, unterdrück ich den Redesfuß. „Aber ich bin jetzt scheidlich poetisiert, also in aller Kürze: Der Rubelmeier wird nicht die erste Baritonpartie im „Robert“ singen...“

„Ah... nicht!“ seufzte er erleichtert.

„Nein“, fuhr ich fort, „aber Sie auch nicht. Und zwar einfach aus dem Grunde, weil es im „Robert“ überhaupt keine erste Baritonpartie gibt, was Sie im Trango Ihrer kollegialen Gefühle offenbar ganz vergessen haben.“

Damit ließ ich den Verblüfften stehen und eilte davon, aber nur um an der nächsten Ecke dem Tenor Mikfalz, der trotz seines griechischen Namens aus Trudering der Mänschen kamme, in die Hände zu laufen. „So, Kapellmeister“, rief er mir bei gleich baronarisch herab entgegen, „das tag! Ich hab' hier mit dem alten Suppenhahn, der sich, hehgeren, singt in den „Robert“ sei ist. A laudere Partnerin will ich hab'...“

„Mit einer von unseren feinen Choristinnen müssen's die Jubelja studieren.“

Ich beruhigte ich schnell durch einige Theatermeinende und hatte darauf an einer weiteren Strohende gleich daselbe Geschäft mit Amelia Sulzberger, genannt Grassini, unserer ersten Koloratursängerin, abzuwickeln, der ich einen anderen Partner als den steifhaften Mikfalz versprechen mußte. Dann hielt mich noch die Prima-Ballerina an, um mich zu beschwören, ja keinen Takt der Ballettmusik zu streichen, dann der Orchesterleiter, der wiederum irgend Striche wie tügend möglich, besonders in den „hübden Ballettszenen“ forderte. Mehr Strafenden hatte Bernau-Schönebergens glücklicherweise nicht, und so fand ich nach geräumter Zeit schließlich doch vor dem Hofmarschall.

„Ach — mein Weiber, Sie sehen erschaufter aus“, begrüßte mich der „Rein Wunder, Herr Baron“, erwiderte ich verzüchteten Sinnes. „Sie wissen ja „Robert der Teufel!““

Die Liebe des jungen Stillfried.

Roman von
Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

„Aber so ein junger Mensch muß doch einen Veran haben...“

„Dat denn sein Vater einen gehabt?“

„Das Argument war zwar richtig, und doch überzeugte die Anabel nicht ganz. Sie war eben recht altmodisch. Alles, was reell war, war für sie ungerichtlich mit dem Arbeiten verbunden. Die bequeme Einrichtung eines in bombastischeren Industriepapieren angelegten Kautals, das eine üppige Rente abwirft, hatte in dem engen Kreise ihrer Vorstellungen keinen Platz.“

„Wenn er nur würde!“ seufzte sie halb selig, halb ängstlich.

„Es wird. Darauf kannst du dich verlassen.“

„Der Herr Stillfried ist ein sehr weicher, ein sehr nachgiebiger Charakter, den man je drehen und wenden können wie der Wind eine Fahne.“

„Ehron. Aber diese Fahne habe ich in den Händen, Mutter, und ich kann sie drehen, wie ich will!“

„Du bist eigentlich ein Mordsnädel, Juste! Woher du et bloß hast!“

„Vom Vater bestimmt nicht“, lachte Guste, „das ist mal sicher!“

Bombenrichter war das. Denn wenn es eine Vernehmung gab, der Emil Anabel noch weniger zugänglich war als etwa der, daß ihn die preussische Regierung zum Vortragenden Geheimen Rat in das Ministerium für Kultus und Unterricht berufen könnte, — wenn es eine solche Vernehmung gegeben hätte, dann wäre es die gewesen, daß er einmal der Schwiegervater des jungen, eleganten Herrenjüngers aus der Villa von werden könnte. Er lebte recht und glücklich dahin, schmuppelt seit einigen Jahren, da er die Jagaren sparen wollte, trant alle

Sonntage gerüstam seine Weisse, werkte im übrigen die Woche über im Keller, auf dem Hängeboden und im Garten herum und zog ein jedesmal ein der Gut, wenn Herr Siegfried Aman, sein Brüdler, einmal geruhte, ihn einer Anrede zu würdigen.

„Neda, Anabel“, jagte etwa Herr Siegfried Aman zu ihm, „Ihre Tochter, die Guste. — Donnerwetter, das wird ein Mädel! Ein Prachtmädel! Soja!“

„Ach ja, Herr Aman, et geht schon“, nickte Emil Anabel nicht ohne Stolz.

„Es sollte mich wundern, wenn sie noch keinen Freier hätte! He?“

Emil Anabel spuckte sich umständlich in die Hände. „Dat sich wat mit Kreieren, Herr Aman! Ich wollte ihr woll treiben!“

„Nu, Anabel, — wassen Sie mal gut auf!“

„Da hamme Sie mal keine Sorge! Wat den Punkt anbelangt, — ät jare nur jowiel, Herr Aman: da hab' ich scharfe Dojen! Dojen, wie een Falke, Herr Aman! Jamoll!“

Mancher, der die Augen weit aufreißt, sieht oft weniger als ein anderer, der sie mit Widrigt klickt. Frau Cäcilie Aman zum Beispiel sah manches, wollte es aber nicht sehen. Das tut man gemeinlich nur bei Dingen, die man zwar nicht billig, die man aber doch vortreibt und deshalb vergeht.

Da die Guste ein so nettes Mädchen war, so verstand es Frau Cäcilie Aman ohne weiteres, daß ihr Sohn Stillfried mit ihr nächste Zukunftspläne in der Sommerlaube hinter im Garten hatte. Und nicht bloß deshalb verglich sie es ihm, weil sie es verstand. Sie erinnerte sich gewisser sommerlicher Nächte in Prenzlau. Auch sie war einmal jung gewesen.

„Stillfried“, jagte sie zu ihrem Sohn, und in ihrer Stimme zitterte etwas, das sah ziemlich war, „kannst du einen Neudigen unglücklich machen, der dich lieb hat?“

Es lag etwas heiliges in dem Ton, in dem Stillfried darauf gleichsam schmerzhaft beteuerte: „Nein, Mutter, — das könnte ich um nichts in der Welt!“

„Oh“, machte er erlautet, „was geht denn das Sie an?“

„Ich stand hier. Na, erlauben Sie mal, was das mit angeht, wenn der Fürt sich eine Menzbeerb bestellt!“

„Aber was es wieder am Hofmarschall, Herr, zu sehen.“

„Eine Oper?“ Ich bitte Sie um taubend Gottsgnaden. „Robert der Teufel“ ist doch der neue Wäberheit, die für den Saal Selner Durchlaucht erwirten wurde, und der mein alleynädigster Herr unbedingt schon in fünf Tagen vorgeführt haben will, obwohl das Bleit einhundertmal so wild ist, daß man sich kaum heranzutrauen kann.“

„Aber Sie werden mir alle beide, sowohl der Hofmarschall als auch ich, klar.“

Wie der durchlauchtigte Befehl zur Verführung „Roberts des Teufels“ bin die falsche Theater, statt an die richtige Stalladresse laun, ist nie aufgelärt worden. Mirer Direktor war aber ganz trauglich, als er von der Verwicklung hörte. „Schade“, meinte er; hätte so gerne „Robert den Teufel“ auch ohne zu wissen, daß das eigentlich ein Fängt ist, durch einen richtigen Fingereit zur Strecke gebracht. Nun, wenn nicht, denn nicht. Aber dann geht wer, um in der Familie zu bleiben, am Sonntag meistens — „Robert und Vertram.“

„Sehr richtig“, pflichtete ich bei, „und das Stück hat auch einen Kistenortiz vor dem Menzbeerbischen, nämlich den, daß es der dritte Kapellmeister zu dirigieren hat und nicht ich.“

Womit Dehshen für diesmal von jeder Teufel erlöht war.

Aber seither verfolgt mich bei so mancher Opernaufführung ein fataler Gedanke: ich frage mich nämlich oft allen Ernstes; Sollte hier nicht auch wieder eine Verwicklung vorliegen und die Sache eigentlich — in den Zirkus gehören?

Vorbei . . .

Stizze von
Mary Jenny-Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Seit kurzem war in der mittelgroßen Haderstadt, in der sie lebte, eine Gartenbauausstellung eröffnet worden. Sie war verbunden mit den üblichen Schaustellungen und Lebenswürdigkeiten. Auch Bildern und Plakaten war ein treisförmiger Bau geweiht, auf den sie eilig zuflüchtete. Eilig, obgleich sie wohl mußte, daß kein Grund dazu vorlag. Und doch lief sie die Treppen hinauf, die zu dem teppichbelagten Vorraum führten. Sie verglich die große Höhe, die die Eingangstüre gegenüber angebracht war, mit ihrer brillantesten Höhe am Bleitranband. Beide zeigten 10 Minuten. Es hatte eine, und um halb eine war die verabschiedete Stunde!

Ein Blick in erster Saal zeigte ihr, daß sie noch nicht erwartet wurde. Sie bemähte sich, den Bildern ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Doch plötzlich trieb sie eine innere Unruhe durch die vielen Säle, bis sie in dem letzten anlangte war. Da ging sie durch den Vorraum, an dem etwas erkaunt hütenden Angestellten vorbei, und betrat wieder den ersten Saal.

Dieses Mal schritt sie langsamer von Saal zu Saal, hier und da vor einem guten Bilde, vor einer interessanten Plakatt stehen bleibend, bis sie wieder im letzten Raum stand. Nun wurde sie ratiös. Nodmals die Punde antreten, traute sie sich des Angestellten wegen nicht. Und das Ganze aufgeben, brachte sie nicht über's Herz.

Es war ganz still und leer um sie her geworden. Die Weilen des Streichorchesters des nahen Wiener Kaffees waren schon längst beklungen. Durch irgendein offenes Oberlicht

Frau Cäcilie Aman gedrückte eine heimliche Träne. Wahrhaftig, der Mortimer ihrer Jugendträume hätte genau so geantwortet! Stillfried hatte doch eine auffallende Ähnlichkeit mit ihm...“

„Theorie ist nichts“, belehrte Reinhold Knechtig seinen Schützling, „Erfahrung alles. Und ein Mensch darf nie nur ein Eien im Feuer haben. Sehen Sie, Stillfried, ich habe meine Suppe immer an vielen Herden gekost.“

In der Tat, der ehemals so dünne und jetzt so lichte Kandidat trug an Erfahrungen einen ganz großen Saal mit sich herum, er hatte es in der Welt mit dem und mit jenem verübt, und es gab keinen Vers, auf den er nicht schon aus einem Reim zu machen verstanden hätte.

„Wissen Sie, Stillfried, ich komme von ten Eltern ab, und mein Vater hatte nur das Red, sich mit einem Gedie in einem Papier festzuhalten, das laut war. Er spekulierte in Hanse, wo er hätte in Hanse spekulieren sollen. Die Folge davon ist, daß sein talentvollster Sohn es heute über den Kandidaten nicht hinausbringt.“

Auch Reinhold Knechtig hatte es nacheinander mit allen vier Fakultäten verübt, er war erik Mediziner, dann Jurist, dann eine Zeitlang sogar Theologe und zuletzt Philosph gewesen. Als er es gerade mit der Philosphie hielt, trat der kritische Zeitpunkt ein, da von zu Hanse die Wortswechsel ausblieben. Und so war er denn Philosph geblieben, aus der Ermüdung heraus, daß die Philosphie die einzige wissenschaftliche Disziplin sei, die seinem materiellen Zusammenbruch gemäß war.

„In der Philosphie und im Schnaps, liebster Stillfried, liegt die einzige Möglichkeit, sich über die Unzulänglichkeiten des menschlichen Daseins zu trösten. Welche ich Welt genug, um ihn mit tausend zu können, — ich gäbe dem Schnaps unbedingt mein Vozug. Ja, wenn es einen Menschen gibt, den ich wahrhaft beneide, dann ist das Ihr Onkel Tobiasus Lunte. Der liegt an der Quelle, der Glückliche, während wir arme Sterbliche nur an dem dünnen Ranke des Lebens grazen.“

